

Aus dem Kapitel: die Schlacht von Noreia

...

Dumnoriks hörte mir indessen nicht mehr zu. Angespannt beobachtete er die Gruppe am Bach. Ich folgte seinem Blick. Toki gestikulierte wie verrückt, zeigte in das Tal hinein. Dann rafften die nackten Männer ihre Kleider und rannten wie von tausend Hunden gehetzt den Hang hinauf. Die Töpfe mit Ziegenfett und Asche ließen sie unbeachtet zurück.

Inzwischen wurde Gillich aufmerksam. Jetzt vernahm ich auch, was die Rennenden riefen: „Die Römer kommen! Die Römer kommen!“

Im Handumdrehen schwangen wir uns auf die Pferde. Toki, der seine Hose immer noch in der Hand hielt, berichtete atemlos: „Die Römer ziehen in geschlossenen Kolonnen durch das Tal. Soweit wir sehen konnten in voller Ausrüstung. Ihre Schilde und Helme glänzen in der Sonne.“

„Das kann nicht sein. Wir haben doch Waffenstillstand. Und unsere Posten im Tal? Die müssten uns längst gewarnt haben“, empörte sich ein Krieger. „Ja, müssten sie, wenn sie noch am Leben sind“, entgegnete Gillich düster.

Unverzüglich wendete er sein Pferd und galoppierte zur Wagenburg. Die gesamte Nachhut folgte ihm, kam indes auf dem steilen Hang nicht recht vom Fleck. Wie ich sprangen die meisten Reiter ab und führten ihre Pferde am Zügel.

Als wir schnaufend um den Bergrücken bogen, sah ich, dass die Männer der Vorhut ebenfalls auf das Lager zuliefen. Wir befanden uns aber alle noch weit vom Haupteingang, da quollen bereits Hunderte, ja Tausende erregter Krieger aus der Wagenburg. Barhäuptig - die wenigsten besaßen einen Helm - den freien Oberkörper nur mit dem Schwertgurt bedeckt, das Schild in der Linken, Schwert oder Axt in der Rechten schrien sie grimmig durcheinander. Niemand wusste genau, was geschah. Keiner gab Befehle. Die Herzöge, denen dies eigentlich zukam, weilten bei den Römern. Sicher waren sie längst Gefangene.

In diesem Wirrwarr bewährten sich die engen Familienverbände der Teutonen und Kimbern. Sie waren ja gewohnt, an der Seite ihrer engsten Verwandten, ihrer Brüder, Väter und Vettern in die Schlacht zu ziehen. Deshalb scharten sich jetzt die Männer wie selbstverständlich um ihre Sippenältesten. Ein junger, vornehm gekleideter Mann stieg auf den Ochsenwagen, der den Lagereingang

markierte. Überrascht erkannte ich Bojoriks. Der junge Fürst suchte sich Gehör zu verschaffen. Doch der Lärm legte sich nur langsam.

Auf einmal stand Gillich vor mir: „Los! Wir dürfen keine Zeit verlieren. Bojoriks hat der Reiterei den Befehl gegeben, die Römer zu beobachten.“ Ich zwängte mich hinter Gillich durch die aufgebrauchte Menge. Meinen Ponyhengst führte ich am Halfter.

In dem allgemeinen Durcheinander fand sich nur ein Teil der berittenen Hundertschaften von Vor- und Nachhut wieder zusammen. Wir sammelten uns auf halber Höhe des Abhangs. Von Bojoriks' Rede konnte ich unter diesen Umständen nichts hören. Sie sei jedoch mitreißend gewesen, versicherten mir später etliche Freunde.

In diesem Augenblick, als ich gemeinsam mit Hunderten Gefährten aufsaß, quälten mich jedoch andere Sorgen.

Nun sah ich sie mit eigenen Augen, diese Römer, von denen ich schon viel Schreckliches vernommen hatte. Langsam, doch unbeirrbar, gleich dämonischen Tausendfüßlern, bewegten sich die langen Züge der Legionäre im Talgrund vorwärts. Der Wind wehte Hornstöße und Befehle in einer fremden Sprache herüber.

Ich wagte nicht, die Zahl der Feinde zu schätzen. Es waren viele, unwahrscheinlich viele. Was mich noch mehr erschütterte - ein Legionäre sah aus wie der andere. Alle trugen sie das gleiche große, rechteckige Schild, den gleichen Helm, das gleiche Kurzsword und den gleichen Wurfspeer. Gesichtlose Kampfmaschinen auf zwei Beinen.

Ich werde nie vergessen, wie mich angesichts dieser Bilder die Todesfurcht packte. Eiskalt und gnadenlos kroch sie in jeden Winkel meines Körpers. Diese Art von Angst hatte ich weder bei meiner Flucht vor dem Bären, noch bei dem Kampf an der Donau verspürt. Eine unbeschreibliches Gefühl der Hilflosigkeit, des Ausgeliefertseins ergriff von mir Besitz.

Die endlosen Reihen der Legionäre, die gespenstische Ordnung ihrer Kolonnen atmeten aus allen Poren tödliche Gefahr. Was anstand, das war kein Geplänkel, kein Gefecht um Beute oder ein Stück Weideland. Nein! Hier marschierte eine Macht, die vernichten wollte. Eine Macht, die entschlossen war, all die Männer, Frauen und Kinder in der Wagenburg hinter uns vom Erdboden zu tilgen.

„Regnar“, dachte ich bei mir, „wenn die Sonne heute Abend untergeht, bist du bestimmt ein totes Bündel Fleisch, liegst mit leeren Augen irgendwo auf diesen Hängen.“

Ich schaute zum Himmel. Mit welcher Selbstverständlichkeit war ich daran gewöhnt, jeden Tag die Sonne aufgehen zu sehen. Morgen beschien sie vielleicht diese blühenden Bergwiesen mit meiner Leiche darauf. Mich schauderte bei der Gewissheit, wie gleichgültig die Sonne ihren Weg am Himmel nehmen würde.

Fahrig maß ich zum zehnten Male, ob meine Steigbügel die richtige Länge besaßen. Nur nicht das Gleichgewicht verlieren! Beim Schlag mit dem Schwert vom Pferderücken herab brauchen die Füße einen festen Halt.

Bogen und Köcher versteckte ich in einem Gebüsch. Die sperrige Waffe würde mich im anstehenden Nahkampf nur behindern.

Inzwischen hatte sich die erste römische Kolonne unserem Berg bis auf Rufweite genähert. Ein kräftiger Legionär trug ihr an einer langen Stange einen metallenen Adler voran. Die Kolonne stoppte. Der Legionär rammte das Feldzeichen in die Erde.

Die Römer begannen, sich in einem breiten, jedoch nicht sehr tiefen Block aufzustellen. Die lange, schild- und speerstarrende Seite richteten sie uns zu.

„Das durchbrechen wir im ersten Anlauf“, höhnte ein Teutone. „Wart’s ab! Die Römer sind mit ihrer Aufstellung noch nicht fertig“, erwiderte ihm Dumnoriks.

Tatsächlich. Die nächsten Kolonnen rückte auf. Der römische Block wurde immer länger. Dahinter, mit einigen hundert Schritt Zwischenraum, bildeten weitere Kolonnen eine zweite Linie. Seit Tokis Warnung war keine halbe Stunde vergangen.

„Schlau, diese Römer“, hörte ich Gillich, „wenn wir angreifen und uns noch mit dem ersten Haufen herumschlagen, gehen sie mit dem zweiten Haufen zum Gegenangriff über.“ „Soweit darf es nicht kommen“, schrie ein pockennarbiger Hundertschaftsführer mit überschlagender Stimme. „Vorwärts! Vorwärts! Donar ist mit uns!“

„Donar mit uns“, brüllten vierhundert Männerkehlen aus voller Kraft zurück. Ich brüllte mit - nach all der unmenschlichen Anspannung ein Schrei der Erlösung. Vierhundert Männer auf vierhundert Pferdeleibern stürzten sich einer Lawine

gleich ins Tal. Wir griffen allerdings nicht die bereits in Kampfstellung wartenden Legionäre an, sondern fielen den noch Marschierenden in die Flanke. Eine kleine Gruppe leichtbewaffneter römischer Hilfstruppen, die nicht rechtzeitig flüchten konnte, wurde einfach überrannt. Ich, mitten im Pulk der dahinstürmenden Teutonen eingeklemmt, bemerkte davon kaum etwas.

Dann trafen wir auf die Legionäre. Sie empfingen uns kaltblütig mit einem Speerhagel. Das Pferd meines Vordermanns brach getroffen zusammen. Der Reiter wurde mit umgerissen und verschwand zur Hälfte unter dem zuckenden Pferdekörper. Ich riss Brauner hoch. Seine Hufe verfehlten haarscharf den Kopf des Unglücklichen. Noch im Sattel nach Halt ringend, stieß ich mit meiner Frame wuchtig nach einem römischen Schild. Der Speerschaft splitterte.

...